

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1919**

16.11.1919 (No. 46)

# Die Pyramide

Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt.

Nr. 46

Karlsruhe, Sonntag, 16. November

1919

Inhalt: Goethe in der Revolution. Von Emil Ludwig. — Der Roman eines Toten. Von Richard Nieh. — Einsamkeit. Von Gustav Sad. — Badische Bücherchau. Von W. E. Desterina.

## Goethe in der Revolution.

Von Emil Ludwig.

Wenn wir einen Platz an der Sonne finden, da mit unseren Besitzümern zu ruhen, ein Feld uns zu nähren, ein Haus uns zu deden, haben wir da nicht Vaterland genug? . . . Und leben nicht Tausende in dieser Beschränkung glücklich? Wozu nun das vergebene Streben nach einer Empfindung, die wir weder haben können noch mögen; Römerpatriotismus! Davor bewahre uns Gott wie vor einer Riesengestalt! Wir würden keinen Stuhl finden, darauf zu sitzen, kein Bett, drin zu liegen."

Er spricht hier? Sind dies die resignierten Worte eines Kulturpolitikers am Ende einer langen vergeblichen Bahn? Ist dies die Stimme eines Stubengelehrten, eines weiß gewordenen Dichters, der mit der Welt abschloß, um stiller in seine Studien, seine Phantasien sich zu versenken? Es ist Goethes Stimme, und zwar in seinen revolutionärsten Jahren: denn dies politische Bekenntnis des 23jährigen, das in einem Aufsatz für die „Frankfurter Gelehrten Anzeigen“ steht, hat er im selben Jahre 1772 geschrieben, das ihm und uns die erste Niederschrift des Götz geschenkt hat. „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen, dramatisiert.“ Zeit des letzten Niederganges, der Zerklüftung und Zerschmetterung in die beiden großen Lager, und Goethe, unermüdet mit Familie und Freunden, fühlt für Preußen.

Denn was besagen diese Worte, hält man sie mit ähnlichen Äußerungen aus den Briefen zusammen, auch psychologisch Wichtiges. Denn eben, daß eine solche fatale Behaaglichkeit, eine so große politische Skepsis in der Feuerseele dieses Jünglings während dieser stürmischsten Epoche seiner Seele Raum hat, deutet auf einen Sinn für Gleichmaß und Ordnung, auf einen konservierenden Geist von solcher Strenge, wie ihn niemand bei einem Dichter vermutete, der eben die wilden Rhapsodien des Unablässigen auf Papier wirft.

Man kennt seine Skepsis gegen die deutschen Dinge, und wirklich hat er, der zu verehren immer tunig geneigt war, nach Friedrichs Tode keinen Politiker mehr in erger und weicherer Art verehrt. Man weiß, wie er für Friedrich sprach und schwebte, der ihn in seiner Schrift zur deutschen Literatur verständnislos angriff: er war der Genius, den er in jeder Formung fühlte, dem er alles verzicht.

In den letzten Jahren vor der großen Revolution, zugleich den letzten, die über Deutschland hinaus der Geist des Königs bestrahlte, hat er als Weimarer Minister in deutscher Politik sich so konservativ gehalten, wie es sein ordnender Sinn, seine bildende Art schon in jener unruhigen Prometheus-Epoche von ihm forderten. Selbstschutz hieß ihn allemal zur Ordnung halten, um seine gefährdete Natur nicht zu erschüttern. Als sich in seinem letzten Amtsjahre, drei Jahre vor Ausbruch der Revolution, wie ein gewitterndes Zeichen in Jena die ersten Landmannschaften bilden, greift er, obwohl selbst erst ein 36jähriger, drakonisch ein, begründet eine neue Behörde zur Niederwerfung dieser freien Bewegungen, läßt jeden Studenten schwören, nie solcher Verbindung beizutreten oder sie sofort zu verlassen. Er fühlt das Kommende, und in diesem autoritären Sinne ist er entschlossen, als Staatsmann das Bestehende zu schützen.

Ganz anders fühlt und handelt er sozial.

Nicht nur zu Goethes Zeit, sondern seit und durch Goethe wurden die sächsischen Herzogtümer Weimar und Eisenach demokratischer regiert als irgendein deutscher Staat, vielleicht kam Darmstadt ihnen gleich. Goethes gläubiger Wille zur Beschränkung treibt ihn von innen her an diese Klüste. Aber auch technisch war die ganze Landesökonomie, die er als Kammerpräsident (Finanzminister) ersand, ein Sparen für die Bauern, und seine jahrelange Wirkung auf den jungen Fürsten, den zu bilden zwei Drittel seiner Kräfte in Anspruch nahm, ging auf Sparen und Einfachheit, ging gegen Glanz und Luxus. Blicke diese Maßnahmen auch meist vergeblich, und gab er schließlich den fruchtlosen und ungleichen Kampf mit einem gutwilligen, doch machtlosen Freunde auf, der zugleich sein Herr und im Grunde unumschränkt war, so suchte er doch das Mögliche in der Verwaltung zu errei-

chen. Indem er als einer der ersten Staatsmänner die Kammergüter zu zerbrechen beschloß, um dafür ganz und halb Armen Verdienst zu schaffen, sah er eine Forderung des neuen Jahrhunderts voraus und suchte Träume der Zukunft im kleinen Vorbild zu verwirklichen.

Aber die Zeit, in Gestalt von Landtagen und Feudalen, fiel ihm in die Fügel, bald mußte er auch hier verzichten. „Das arme Volk muß immer den Sad tragen, und es ist ziemlich einerlei, ob er ihm auf der rechten oder linken Seite zu schwer wird.“ Schon in den ersten Jahren hatte er den Herzog, den man mit Eindrücken besser als mit Rechnungen gewinnen konnte, durch einen scherzhaft auftretenden Bauern zu bestimmen versucht, der ihm mit offener Kritik gegen seine Liebhabereien beteuerte:

Denn wir häußisch treues Blut  
Sind doch immer euer bestes Gut,  
Und könnt euch mehr an uns erfreuen  
Als an Pferden und Stutereien!

Es half nichts, der Herr und seine Leute waren stärker. Goethe wurde bitter. Wie er einmal das Land durchreiste, um bessere Ausnutzung zu erkunden, klagt er in einem vertrauten Briefe, „die Blattläuse saugten sich an den Rosenzweigen voll, die Ameisen an den Blattläusen, und so geht's weiter, und wir haben's so weit gebracht, daß oben immer in einem Tage verzehrt wird, was unten in einem beigebracht werden kann.“

Im einzelnen sucht er sich und sucht zugleich den Einzelnen zu entschädigen. Wie sehr ich wieder auf diesem dunklen Zuge — schreibt er von einsamer Harzwandlung — Liebe zu der Klasse von Menschen geliebt habe, die man die niedere nennt, die aber gewiß vor Gott die höchste ist! Da sind doch alle Tugenden beisammen, Beschränktheit, Genügsamkeit, grader Sinn, Treue, Freude über das leidlich Gute, Harmlosigkeit, Dulden — Dulden — Aussharren — ich will mich nicht in Ausrufen verlieren.“ Wie er sich einen Buchbinder kommen läßt, um in seiner Gegenwart ein Stück Roman zu heften, bringt der Mann ein Gesicht vor, das er bei der Steuer eingereicht hat und wie er nun Wilhelm Meisters theatralische Sendung heftet und unter der Arbeit seine eigene Geschichte erzählt und seine Lage, lauschte ihm der Dichter: „Jedes Wort, das er sagte — so schreibt er der Freundin — war so schwer wie Gold, und ich verweise Dich auf ein Dutzend Paraterische Pleonasmen, um Dir die Ehrfurcht auszudrücken, die ich für den Menschen empfind.“

So sehr ist Goethe den unteren Ständen als sorgender Minister, dem Einzelnen als Dichter und Mitmenschen verbunden, während er gegen Hof und Gesellschaft mit steigendem Mißmut und Spötte sich abschließt. In Italien, wo er inognito unter Leute aller Sünde sich mischen kann und vollends die Gesellschaft meidet, steigt diese Tendenz. Als er heimkommt, ist er auch aus diesem Grunde den Seinen fremder geworden.

Da bricht ein Jahr nach seiner Rückkehr, in Goethes 40. Lebensjahre die Revolution in Frankreich aus. Auch hier kann es nicht der Tag, es muß das Jahrhundert sein, das ihn bewegt, und so erscheint es nur als Bestätigung, wenn man ihn in den ersten aufgeregten Jahren aus der politischen Stimmung der Menschen sich immer wieder zurückziehen sieht, um zu Hause im engen Kreis der Neigung, des Forschens und des Bildens die Verwirrungen des Tages zu vergessen. Die Kampagne, an der er teilnahm, hat ihn auf Seiten der Monarchisten zur Wiederherstellung der Legitimen gegen die Revolution geführt. Da er, statt nach Paris zu kommen, wofür er sich die Karten schon vom Feldbucheinander aufzutehen ließ, hinter Valmy in eine schwere Schlacht des royalistischen Heeres verwickelt wird, so muß man sagen, Goethe hat die Revolution praktisch zunächst nur als ihr Besiegter kennengelernt.

Auf diesem Rückzuge hat er, als Weimarer Minister, die nächste Folgerung gezogen. Hätte sich der Herzog mit seiner militärischen Leidenschaft als preussischer General einer liegenden Gruppe angeschlossen, so war Goethe, zwar nicht ideell, doch volltätig mit seinen alten und neuen Warnungen geschlossen. Nun sieht er mit Schrecken, daß er recht behielt, daß vollends das Conseil, dem er formell noch angehört, mit den Besiegten sich identifiziert, und er schrebt mitten aus dem Wirrwarr seinen Kollegen: „Ich habe mit Betrübniß gesehen, daß das Geheime Conseil unumwunden diesen Krieg als einen Reichthum betrachtet hat. Wir werden also auch mit der Herde ins Verderben rennen.“ Und vertraulich wünscht er sich Glück, außerstande zu sein, „Toreheiten ins Große zu begehen.“

45

utlich  
brück  
nanz  
cht so  
nung  
eifres  
rmen  
das  
tana  
man  
gerne  
Stind  
erwen  
der  
us in  
deut  
lesten  
e G.  
i, um  
schun-  
gung  
ensol-  
offen,  
ungen  
erzeit  
„Die  
ist zu  
gung  
gnit-  
d erst  
for-  
wand-  
deren  
Spiri-  
Dp-  
erach-  
hem  
agma,  
das  
nichte  
ver-  
s. 79),  
bewegt  
sich  
ist  
umt,  
sigen  
Bun-  
tisch  
Bun-  
ce es  
Stirn  
lang  
igen,  
das  
befin-  
wolle  
man  
agen,  
sigen  
nach-  
erabe  
ngen  
Amt  
welse  
der  
eben  
ur, ist  
igen,  
sigen,  
holt  
men,  
Ober  
men,  
Man-  
mpfe-  
Seis-  
dem  
Abat-

Jetzt, da den zurückgetretenen Staatsmann jede Vorsicht zwang, den Freund in seinem Eifer zu schonen, läßt der Verlust des deutschen Feldzuges den Dichter ganz als Realpolitiker erscheinen, der sich mit Grundsätzen nicht beruhigt, wenn es ums Ganze geht, doch liegt in dieser Stellung zum Ereignis des Tages auch der tiefere Zwiespalt angedeutet, in dem er die Entwicklung verfolgt.

Denn wenn ein Geist in allen Spiegelungen seines Ichs sich stets zerteilen muß, um das dialogische Grundwesen seiner Seele auszudrücken, wie sollte er dann eine Weltumwälzung parteihast ergreifen, die ihn auf der Höhe des Lebens trifft, den Mann von Bierzig, den Ruhm und Stellung nicht weniger als ein geklärtes Weltbild hindern, dem Rauschen großer Worte anheimzufallen, den aber die Unruhe der Seele vor jedem grundsätzlichen Lobe des Bestehenden warnt. Das Dämonische in Goethe muß sich der Revolution verbinden, sein Genieß, auf Ruhe und in dieser Epoche auf strenge Linie gerichtet, muß ihn der Revolution verfeinden; daher denn seine Teilnahme vom positiven Instinkt zum negativen Urteil und schließlich zur parteilosen Betrachtung führt.

In zwei Augenblicken steht vor Goethe die Zukunft in purpurroter Vision. Als vier Jahre vor der Bastille die Halsbandgeschichte bekannt wird, erschreckt sie ihn „wie das Haupt der Gorgone“, er sieht die Würde der Majestät untergraben, im voraus vernichtet, die Folgen gespensterhaft erscheinend. Der Eindruck ist so momentan, so stark, daß die Freunde auf dem Lande ihm später sagen, er sei ihnen an diesem Tage wahnsinnig erschienen. So berichtet der Greis, und sicher sind die Fakta richtig. Als Urteil zeigt der Bericht die Stimmung des Achtzigjährigen. Alles, was er in seinem Ministerjahre über Leichtsin der Fürsten, Hochmut des Adels, Bedrückung der Armen in Werken und Briefen klagte, zeigt die Skepsis des Demokraten an, doch hier wendet sich sein Urteil ins Weltpolitische. Denselben Cagliostro, dessen Verbrechen ihn damals als Symptom erschütterte, hat er schon drei Jahre vorher mißtraut, und wie er dies Lavater schreibt, erweitert er seine Zweifel in dem bedeutungsvollen Geständnis: „Ich habe Spuren, um nicht zu sagen Nachrichten von einer großen Masse Lügen, die im Finstern schleichen . . . Glaube mir, unsere moralische und politische Welt ist mit unterirdischen Gängen, Kellern und Kloaken miniert.“

Im vierten Jahr der Revolution ist Goethe Zeuge, wie zum ersten Male ein Söldnerheer von einem Volksheer geschlagen wird. Entsetzt von dem, was wider jede Berechnung möglich war, sitzen Führer und Offiziere am Abend des verlorenen Tages von Balmy beim Wachtfeuer, entmutigt fragt einer den andern, was er denke. Schließlich wird auch der Zivilist gefragt, immerhin, er ist ein Dichter, ein Denker, vielleicht weiß er ein Wort, uns aufzurichten. Da erhebt im Kreise der Uniformen Goethe die Stimme, er sagt: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen.“

Goethes Antwort ist eine Tat, und da er in einem langen tätigen Leben nur selten zur genialen Wirkung des Augenblickes aufgerufen wird, so bleibt dies Wort an dieser Stelle ohne Beispiel in seiner Bahn. Ein Besiegter — oder doch Teilnehmer der Besiegten, Freund und Minister eines der besiegten Führer, an Stellung, Bildung, Vorurteil ein Royalist — und dennoch statt eines Fluches oder einer leichten Prophezie, bald werde sich das Kriegsglück wenden, ein plötzliches Erkennen: hier handelt sich's um keine Kanonade, sondern um das Gleichnis einer unaufhaltsam vordringenden Idee. Und dies Erkennen wird vor den Geschlagenen kühn von ihm aufgerichtet, wie wenn an der Stelle einer zeretzten Standarte plötzlich in Wolken das Kreuz erglänzte: so, während er ihnen das Selbstvertrauen nimmt, zugleich den stärkeren Glauben von Schicksalsträgern ihnen einpflanzend — alles in achtzehn Worten, improvisiert am Abend einer Niederlage.

Dies sind die beiden Visionen des Schauenden. Auch der Lebende steht ehrfürchtig erschüttert, denn einmal steht Goethe die Revolution. Ein Jahr nach Balmy ist seine Lage umgedreht, er ist auf der Partei der Sieger, Mainz, in dem sich die Jakobinerarmee einschließen ließ, ist gefallen, von einem Fenster der wiedereroberten Stadt sieht Goethe den tragischen Ausmarsch der geschlagenen Franzosen, die freien Abzug haben, unter den Klängen der Marseillaise, und er fühlt wie ein Dichter: „Dieses revolutionäre Todeum hat ohnehin etwas Trauriges, Ahnungsvolles, wenn es auch noch so mutig vorgetragen wird, diesmal aber nahmen sie das Tempo ganz langsam, dem schleichenden Schritte gemäß, den sie ritten. Es war ergreifend und furchtbar und ein ernster Anblick, als die Reitenden, lange hagere Männer von gewissen Jahren, die Mienen gleichfalls jenen Tönen gemäß, heranrückten. Einzelne hätte man sie dem Don Quichotte vergleichen können, in Massen erschienen sie höchst ehrwürdig.“

Als dann vor des Herzogs Zelte ein Auflauf von Mainzer Bürgern entsteht, die einen abfahrenden Clubisten lynchen wollen, tritt Goethe drohend hervor: sie hätten kein Recht, den Einzelnen fühlen zu lassen, was sie gelitten; die Republikaner haben freien Abzug, Gott und die Behörden werden sie richten. Und er sänftigt die Menge.

Tritt so seine Teilnahme im Anblick der Besiegten auf ihre Seite, weil er mit reiner Menschlichkeit urteilen darf, so verwidert sich's, wo Amt und Stellung ihn hemmen. Als in Jena um diese Zeit ein Studentenkrawall entsteht, weil man 50 Mann Ordnungstruppen hingebracht hat, gerät Goethe, als Kultusminister hinein, auf gänzlich ungewohnte Art außer Fassung.

Doch obwohl ihn jeder Ungehorsam aufbringt, ist er in solchem Momente der Gärung für die gelindesten Mittel; als Diplomat vermittelt er zwischen Truppen und Studenten, man nimmt die Truppe zurück. Zugleich findet er eine solche Fülle interessanter Szenen, daß es ihm in Augenblicken leid tut, sich auf eine geplante Reise zu entfernen.

So stark ergreift das Grenzen- und Gesehloße Goethes Dämon, wenn es sein Auge sehen muß. Doch auch in der Vorstellung staunt er die Masse dieser maßlosen Bewegung an. In den „Aufgereagten“ läßt er den Magister eine aus Paris heimkehrende Gräfin um das Glück beneiden, Zuschauer der größten Handlungen zu sein, die die Welt gesehen, „Zeuge des seltsamen Taumels, der eine große Nation in dem Augenblicke ergriff, als sie sich zum ersten Male frei und von den Ketten entbunden fühlte.“ Auf die skeptische Erwiderung der Gräfin sagt der Magister: „Wer aus großen Absichten fehlgreift, handelt immer lobenswürdiger als wer dasjenige tut, was nur an kleine Absichten gemahnt.“ Es ist, als schlugen von ferne die Töne der Strahburger Shakespeare-Rede an, die über 20 Jahre zurückliegt. Schließlich faßt er das Inkommensurable des Ganzen in dieses Epigramm:

Jene Menschen sind toll, so sagt ihr von heftigen Sprechern,  
Wie wir in Frankreich sie heut hören auf Straße und Markt.  
Mir auch scheinen sie toll, doch redet ein Toller in Freiheit  
Weise Sprüche, wenn ach! Weisheit im Sklaven verstimmt.

Mit diesen Versen, in denen der Dichter den Politiker warnt, tellurische Krisen mit den Mitteln politischen Verstandes allein zu bekämpfen, erreicht Goethes Anteil an der Revolution den Höhepunkt. Was folgt ist gegnerisch.

## Der Roman eines Toten.

Von Richard Alek.

Als vor zwei Jahren Gustavs Sack, des in Rumänien Gefallenen, erstes Nachlaßwerk erschienen war, der Roman „Ein verbummelter Student“, begann ich mein Referat mit den Worten: „Ein Bekennnisbuch und die Darstellung eigenen Erlebens“. Diese Worte gelten auch vom zweiten Romane dieses Dichters, von dem Buche „Ein Namenloser“ (S. Fischers Verlag, Berlin). Die Eindrücke der eigenen militärischen Einjährigen-Dienstzeit sind als Erlebnisse des Helden gestaltet und ein Liebeserlebnis steht im Mittelpunkte der Handlung. Aber irren würde, wer glaubte, daß hier etwa Zustandschilderung im naturalistischen Sinne geboten wird. Gustav Sack und all sein Dichten ist Problematik. Ihm ist alles Erlebnis nicht etwas Gegebenes, was man hinnimmt, sondern nur Vorwand, etwa nach dem „Leben an sich“ zu forschen. Wenn er liebt, zergliedert er sein Gefühl philosophisch, und diese Sehnsucht, durch Reflexionen alles zu durchgeistigen, das Seelische zum Problematischen zu machen, erfüllt jeden Tag dieses Lebens und jede Seite auch dieses Buches. Sie verhält alles Geschehen gleichsam wie mit Schleiern. Um innere Zusammenhänge zu schaffen, zu erkennen, wird das äußere Nebeneinander, das Leben, das menschliche Nebeneinander der Fabel vernachlässigt. Diese in der geistigen und menschlichen Struktur des Dichters begründete Grüblerstunde ist von ihm selbst als Schicksal, als qualvolles Schicksal erkannt. An ihr zerbrechen seine Menschen. Wie Erich im ersten Buche, so auch der Held des „Namenlosen“. Problematisch ist der Held, problematisch auch Claire, die Gegenpielerin, Claire die Geliebte. Alle Liebe zwischen beiden ist Kampf. Sack steht in der geschlechtlichen Liebe Stütze und Verbindung mit dem Innersten der Natur, um im Relativismus und Positivismus bestehen zu können. Aber diese geschlechtliche Liebe, dieser Trieb, der eigentlich voraussetzungslos, der eigentlich da ist, wird hier zum Problem. Für den Helden wie für Claire ist alle Liebe Problem. Für ihn Erkenntnis, für sie nur dunkel Geahntes. Die Liebe dieser beiden Menschen will Hindernisse. Sonst verliert sie den Reiz für sie, sie will Felsen, die — durch Liebe — gestürzt werden müssen. Im Kampfe erst, in der Ueberwindung erst wird sie zum Glücke. Am Ziele aber erschläft sie bald, und in der Ueberfüllung geht sie schließlich zugrunde. Wird schal und zerbricht. Claire geht von dem Geliebten, und der, nun wieder von ihr erfüllt, in der unbezähmbaren Sehnsucht nach ihr, gibt sich selber moralisch auf, wird ihr seelisch eigen, verliert allen Halt der Selbstachtung und geht zugrunde, als Claire ihm für ewig verloren ist. Er gibt sich selbst auf, denn er hat erkannt: „Ein Ding sein, das einem andern gehört, das ist das feinste Untertanigen und der feinste Raub.“

Dieser Roman eines Dichters ist die Tragödie eines Philosophen. Er muß zerbrechen, weil er letzten Endes von allem Positivismus fernbleibt und alle Wirklichkeit auf die eigene Seele und das eigene Empfinden projiziert. Das Problem ist als Lebenserkenntnis der Verzicht. Der „Namenlose“ mißtraut der Liebe, mag sie sich auch noch so deutlich beweisen. Er ist nicht glücklich, wenn er besitzt, unglücklich aber und von Sehnsucht zermar-



das Meer draußen erwacht und mich mit seiner Zunge lautlos in die Tiefe schluckt?

Und er machte sich auf und wanderte fürbass und entledigte sich auch des Hemdes, so daß er nun wie ein weißes steiles Licht inmitten des roten Ufergesteins und des blauen Meeres dahinwandelte.

Als er in die Höhe der flachen Klippe gelangt war, die nicht viel mehr als einige Meter im Geviert faßt, warf er sich in die See, die ihn auf ihrem warmen Rücken hinübertrug. Dort legte er sich lang hin, doch nach einer Weile erhob er sich ein wenig, krenzte die Knie über dem rechten Knie und ließ einen toten Blick über die fahlen Berge und das schlafende Meer streifen. — Langsam senkte er sein Haupt auf die Hände, und sah derart, still und starr und weiß auf seiner Klippe wie eine Statue, stundenlang — als er wieder sein Haupt erhob und die Augen langsam öffnete und mit einem Blick hochsah aus dem die Einsamkeit schrie, warf das Meer, das ihn schon lange aus der Ferne beobachtet hatte, plötzlich eine breite, blaue Welle hoch und schluckte ihn lautlos von der Klippe herab.

## Badische Bücherschau.

(Nr. 21.)

Der Herbstbeginn stand unter dem Zeichen von Hans Thomas 80. Geburtstag. Die literarischen Festgaben wurden schon einzeln angezeigt und seien deshalb hier nur kurz mit ihren Titeln angeführt. Von Hans Thomas selber: seine Erinnerungen *Im Winter des Lebens* (Jena, Diederichs; 8 M.) und die von K. K. Eberlein mit Geschmac zusammengestellten und mit einer Charakteristik versehenen Gedanken und Gedichte (Konstanz, Neuf & Jtta; 3 M.); dann die neue Auflage von F. F. F. F. F.: *Bum Sehen geboren* (Stuttgart, Duck-Verlag; 680 M.), das teilweise dilettantisch geratene *H. Thoma-Buch* von Friedrich Leipzig, Seemann; 6 M.) und die Festschrift von Pfarrer K. Anton, deren gute Bilder für den panegyrischen Text entschädigen. (Karlsruhe, Braun; 2 M.) Auch die deutschen Kunstzeitschriften widmeten dem Meister größere Beiträge und zum Teil eigene Sondernummern. Erwähnt sei *Kunst und Künstler* (Berlin, Cassirer; 4 M.), in dessen Oktoberheft sich einzelne führende Kunstschaffende über Thoma äußern; neben dem gründlichen und festlichen Artikel von Eberlein besticht der von W. Rathenau durch seine selbständige Stellungnahme — *Die Tat* (Jena, Diederichs, 250 M.) brachte als besondere Gabe eine *Badener-Nummer*, die etwas subjektiv vom Kunst- und Kulturrat inspiriert ist, aber als solche ein Denkmal badischer Kunst und Geistesart unserer Zeit darstellt, die in die Zukunft wirken will. Deutschtum heißt ihre Losung, und darum ist ihr Hans Thoma mehr als eine zufällige Gelegenheit, das Programm zu entwickeln; er ist vielmehr der Inbegriff, der gute Geniuss ihres Bekenntnisses zum deutschen Geist. Die übrigen Aufsätze gelten badischen Dichtern (Mombert, Burt, G. A. Herrmann, J. Schnabel, W. v. Scholz), badischen Künstlern, badischen Kulturerscheinungen, oder wie der von Ernst Kried der alemannischen Heimat. Als notwendige Ergänzung zu diesem Aufsatz empfehle ich den umfassenden, kenntnisreichen und in seiner Art unvergleichlichen Beitrag von Jos. Nadler im ersten Heft der neuen Zeitschrift *Der schwäbische Bund* (Stuttgart, Strecker & Schröder), die auch für uns von Bedeutung sein und sich neben den lokal bedingten und notwendigen Zeitschriften einen Platz verschaffen wird. Unser oberdeutsches, alemannisches oder sonstwie staallich gefügtes Volkstum äufert sich auch sonst in verbekunungsvoller Kraft. Es sucht seinen Aufgaben im gesamtdeutschen Verband gerecht zu werden und den Boden zu pflügen, in dem die Wurzeln unserer Kraft stecken. Groß-Deutschland unter preussischer Vorherrschaft hat uns die ersehnte Geisteskultur nicht gebracht, wir müssen sie wieder in den Stämmen suchen und pflegen. Man nehme es nicht als Unbescheidenheit, sondern als Pflicht zur Vollständigkeit, wenn ich in diesem Zusammenhang auf mein Unternehmen der *Gelb-Noten* Bücher hinweise (Konstanz, Neuf & Jtta), die eine Sammelstätte für wesentlich badisches Schrifttum sein wollen. Was ich in der Bücherschau als *Beitrag* erstatter tue, möchte ich dort als Anreger und Vermittler bezeichnen, nämlich: unsern Reichtum an literarischem und geistigem Gut in Vergangenheit und Gegenwart in einem gemeinsamen Rahmen vor Augen stellen. Es hängt von der Teilnahme unserer Landsleute, der schaffenden wie der genießenden, ab, wie weit ich meinen Plan zu Ende führen kann. Mehr darüber zu sagen, wäre unschicklich.

Von der Karlsruher Schriftstellerin Elisabeth Prinz ist ein *Erfüllungsbuch* erschienen (Karlsruhe Fr. Guisch), das zwei deutsche Ferienreisen zur Kriegszeit novelistisch behandelt. Halb erzählend, halb tagebuchmäßig läßt es Landschaftsbilder vom Rhein und aus den bayerischen Alpen vor des Lesers Augen entstehen und verwebt dazwischen die Erlebnisse der jungen Reisenden. In *Lurlei* wird ein kurzes Liebes- und Eheglück dargestellt, dem der Weltkrieg ein jähes Ende bereitet, in der zweiten Geschichte *Auf König Ludwigs Spuren* läßt sie einen Konflikt im

Herzen eines Mönches aufdämmern und klug beschwichtigen. Der sere Wechsel von Beschreibungen und Erzählung bringt eine gewisse Ungleichartigkeit mit sich, so daß sich das novellistische Element nicht rein entfalten kann. Auch kommen die Landschaftsbilder stellenweise nicht über ein schwärmerisches Auswühl hinaus. Dann wieder verraten einzelne Züge in der Gestaltung der Menschen und Ereignisse, daß hier ein schriftstellerisches Talent sich um die Ueberwindung unnötig gehäufter Schwierigkeiten müht, das bei einfacherer Führung leichter ans Ziel käme. Das Subjektive steht der Objektivierung einigermaßen im Wege. Es wird sich zeigen, ob Elisabeth Prinz von jenem Loskommt, um ganz zu diesem zu gelangen. — Hübsche und in ihrem Humor gefällige *Geschichtler* und *Gedichtler* in pfälzischer Mundart gibt *Alta Sommer* in ihrem Bändchen *So Sache* (Heidelberg, Evg. Verlag). Neben versifizierten Anekdoten fehlen auch die bodenständigen Stücke nicht, zu denen der Dialekt als angeboren gehört, da er Mensch und Sache besser, weil individueller, als das normale Hochdeutsch charakterisiert.

In einem Abschnitt seiner *Lebenserinnerungen* führt uns der bekannte Volkswirtschaftler Karl Bücher auch nach Karlsruhe. (Tübingen, Laupp, 19 M.) Der Siebzigjährige plaudert hübsch, freimütig und doch zurückhaltend aus seinem Leben, das ihn in viele Orte und Stellungen gebracht hat. 1800 wirkte er an der hiesigen Technischen Hochschule, wofür er als Nachfolger von Gothein von Basel aus berufen worden war. Im Unterschied zur Schweiz fiel ihm das „Titel- und Ordenswesen der kleinen Residenz“ auf. Bald mehr, bald weniger ausführlich erzählt er von seinem Karlsruher Kollegen\* und Beamtenkreis. Der originelle Mathematiker Ernst Schröder, der hochmütige Bernab, der stets hilfsbereite Alfred Holder, ferner Böhling und Monaschulte, die späteren Minister Buchenberger, Schenkel und Honsell und andere Persönlichkeiten ersehen so in individueller Zeichnung vor uns. (Ein kleiner Fehler ist dem Verfasser unterlaufen, indem er die Großherzogin Luise als Schwester Wilhelms I. ansührt.)

Als gebürtiger Badener gehört auch der jetzige württembergische Ministerpräsident Wilhelm Bloß hierher, von dessen Denkwürdigkeiten eines Sozialdemokraten der zweite, lang erwartete Band jetzt erschienen ist. (München, Ditz, 650 M.) Das Buch ist nicht nur wegen seines politischen Inhalts, sondern auch wegen der darin vorkommenden literarischen Persönlichkeiten interessant, zu denen Ludwig Pfau, Fr. Th. Vischer, Theobald Kerner, a. geboren, die in hübsch erzählten, charakteristischen und teilweise lustigen Anekdoten lebendig werden. — In die akademische Welt wie Bücher führt uns des Heidelberger Mathematikers Leo Koenigsberger *Metaphysik* (Heidelberg, Winter, 9 M.) Seit 1884 wirkte er als Professor an der Neckar-Universität und führt uns in seiner schlichten *Geographie* in die Welt um Helmholtz, Bunsen, Kuno Fischer hin. Er läßt uns an Gelehrtenfragen teilnehmen und an solchen, die über den engeren Kreis hinausgreifen wie bei dem Streit, ob Gymnasium oder Realschule (in dem Helmholtz gegen die Gymnasial-Philologie Partei ergriff) oder bei der Gründung der Heidelberger Akademie (Stiftung Lang). Einmal führt Koenigsberger auch an Bismarck, dem er im Jahr 1895 als Prorektor der Glückwünsche der Universität überbrachte; dann wieder läßt er uns an seinen eigenen Arbeiten teilnehmen, von denen die große Helmholtz Biographie über den Fachkreis hinausstrebt. Kurzum, auch dieses schlichte Buch eines 82jährigen kündigt vom geistigen Leben in unserem Heimatland und in glücklicheren Tagen. — Erinnerungen zur Zeitgeschichte von lokal begrenztem Umfang gibt Jos. A. Riegel in seiner Schrift *Bruchsal* zwischen *Grauen* und *Tag* (Selbstverlag Bruchsal, 5 M.) In tagebuchartiger Form berichtet er über seine Eindrücke von den revolutionären Vorgängen in Bruchsal die er zum Teil auch nach den Akten und den Schilderungen anderer bis zur Wahl für die deutsche Nationalversammlung schildert. — Nur Vergangenes zurück läßt uns die *Blütenlese* aus *Abraham a Sancta Clara*, die K. Verische (Professor in Schwetzingen) veranstaltet hat. (Freiburg, Herder 760 M.) Der zweite Band erscheint schon in 3. Auflage und beweist damit, daß der sprachgewaltige und dankenfrische Kanzelredner auch heute noch seine Hörer findet. In der Tat versteht er es, die Gläubigen mit seinem seelsorgerischen Eifer zu packen und den andern mit seinen Einfällen seinem Wissen, seiner gesunden und sprühenden Lebensbetrachtung und seiner bekannten barocken Sprachkunst eine genußfrohe Stunde zu bereiten. Er besitzt die Gabe, nie langweilt zu sein und inhaltlich wie wortkünstlerisch zu fesseln. Einzelne seiner Lehrspiele können als köstliche Anekdoten gelten und sind ihres Erfolges gewiß. Verische hat die Blütenlese in Stoffgebiete geeilt (Gott, Mensch, Natur) und hinter die erklärungsbedürftigen Worte in Klammer die Uebersetzung gebracht. Noch mehr dem Empfinden stört das einigermaßen den Fluß der Rede, zumal der Herausgeber den Leser und seine Erfindungskraft stellenweise etwas rüde einschleift. Doch im Grunde bewährt er überall die gewöhnliche Kenntnis seines Liebhaber-Schriftstellers zu Ruh und Prommen, zur Erleuchtung und Erbauung einer weiteren Gemeinde.

W. E. Desterling.

Nachdruck sämtlicher Artikel verboten. — Für unrichtige Verantwortlicher Leiter: Gustav Kappert. — Druck und Verlag

Manuskripte und sonstige Verantwortungen übernommen der C. K. M. d. e. r. s. t. e. n. S. o. f. t. b. u. c. h. b. a. n. d. l. u. n. g. m. b. H.